



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Schmiedearbeiten aus fünf Jahrhunderten

Roeper, Adalbert
München, [ca. 1896]

Vorwort.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96715](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96715)

VORWORT.

Das Eisen nimmer wird gefug,
Wenn eines nicht das ander schlug.
Altes Sprichwort.

Die alten Germanen wussten das Eisen vorzüglich zu bearbeiten und nicht nur treffliche Waffen zu schmieden, die ob ihrer vorzüglichen Eigenschaften in den Sängen und Dichtungen gepriesen und durch besondere Namen geehrt wurden, sondern auch Schmuckstücke herzustellen, die, durch eingeschlagene Gold- und Silberfäden ornamentiert, das Entzücken der Männer und Frauen bildeten und von den Angehörigen beider Geschlechter mit Vorliebe getragen wurden. Und später, als die deutschen Stämme sesshaft geworden waren und sich Burgen und Häuser bauten, ganze Städte und ein Bürgertum entstanden, trat es zwar als Material für Schmuckgeräte in den Hintergrund, fand dagegen aber bei diesen Bauten eine neue vielseitige Verwendung. Auch der Gebrauch des Eisens für kriegerische Zwecke hatte nicht ab-, sondern sogar noch zugenommen, indem es durch die Verwendung zu Harnischen nunmehr auch zu Schutzzwecken benützt wurde, während es früher vorzugsweise zur Herstellung von Angriffswaffen diente. Die Kunstfertigkeit, welche sich die germanischen Schmiede erworben hatten, kam nun auch dem Hause zu gute, das ja des leicht zu bearbeitenden, verbindenden und festigenden, sowie Schutz verleihenden Eisens zu so vielen Zwecken benötigte.

An solchen Arbeiten des frühen Mittelalters sind wir namentlich in Deutschland sehr arm; reich ist dagegen das ausgehende Mittelalter vertreten, verhältnismässig sehr reich die Renaissance und die folgenden Jahrhunderte. Kein Zweig des älteren, deutschen Kunstgewerbes dürfte so viele Originaldenkmäler hinterlassen haben und an keinem anderen dürfte die Gegenwart so reich sein, als an den Erzeugnissen der Schmiedekunst des 16.—18. Jahrhunderts. Zur Erhaltung derselben hat einerseits die grosse Widerstandsfähigkeit und Dauerhaftigkeit des Materials, andererseits der geringe materielle Wert des »alten Eisens«, der ja sprichwörtlich geworden ist, Veranlassung gegeben. Die Zeiten, in welchen man in den alten Schlosser- und Schmiedearbeiten nur »altes Eisen« sah, das man beinahe für wertlos erachtete, sind erfreulicherweise längst vorüber, und schönes »altes Eisen« wird heutzutage wohl auch mit Gold aufgewogen.

Das Stilgefühl, das den Meistern der älteren Perioden innewohnte, die Freude unserer Vorfahren am Zierrat, sorgten dafür, dass alle die Schmiedearbeiten, die man für das Haus innen und aussen brauchte, des Schmuckes nicht entbehrten, und zwar desjenigen, der durch die Eigenschaften und die Natur des verwendeten Materials bedingt wurde. Alle Stile haben sich bestrebt, keine den Eigentümlichkeiten des Materials zuwiderlaufende Stücke zu liefern. Man kann durch das Mittelalter hindurch verfolgen, wie die Schmiedekunst sich immer mehr entwickelte, trotz der geringen Hilfsmittel, die ihr zur Verfügung standen, alle technischen Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwand und im Ausgang der Gothik und zur Zeit, als die Wiederaufnahme des Formenkreises der klassischen Kunst stattfand, ihren Höhepunkt erreichte, aber auch in den folgenden Jahrhunderten noch grossartige Werke schuf, die bezeugen, dass die Meisterschaft im Schmieden und Schweissen nicht verloren gegangen war.

Man hat unser Jahrhundert infolge seines massenhaften Verbrauches an Eisen, dieses wohlfeilsten und doch kostbarsten aller Metalle, das »eiserne Zeitalter« genannt, und man hat hierzu durch den Riesenverbrauch für Maschinen und Konstruktionen, durch die Erbauung von grossen Palästen aus diesem Material und durch phänomenale Ueberbrückungen breiter Thäler und Meeresarme mittels des Eisens das Recht hierzu erlangt; man darf diese Benennung aber nur mit Rücksicht auf eben diesen heutigen Massenkonsum des Eisens gebrauchen, während in der künstlerischen Verarbeitung desselben die Vergangenheit der Gegenwart weit über ist. —

Von allen Teilen des Hauses waren es in erster Linie die Thüren, welche dem Schlosser Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kunst gaben. Die Thore und Thüren, welche in das Haus führten, wurden in früherer Zeit aus senkrecht aneinander gereihten starken Brettern gebildet; das Eisenwerk, das die Thüren beweglich machen, sie tragen, zusammenhalten und das ihnen Festigkeit verleihen sollte, musste also quer — wagerecht — über diese Bohlen laufen. Die Bänder der wenigen romanischen Thüren, die auf die Gegenwart gekommen sind, laufen daher quer über die ganze Thüre; auch die gothischen Bänder zeigen diese Anordnung. Um der Thüre erhöhte Festigkeit zu geben und sie inniger mit den tragenden Bändern zu verbinden, gehen von diesen häufig in regelmässiger Anordnung noch oben und unten Zweige aus, die zur Zeit der Gotik, wie das Band selbst, meist in schön stilisierte Lilien endigen. Zwischen diesen Tragbändern wurden aber noch andere, gleichfalls horizontale Bänder angebracht, die nur den Zweck hatten, der Thüre grössere Widerstandsfähigkeit zu verleihen und nebenbei auch den Schmuck derselben zu erhöhen. Durch eingeschlagene Linien, Rauten, Quadrierungen und Rosetten, durch reiche Profilierung und perlenartig aneinander gereichte Buckel verstanden es die Schmiede, diese Werke zu beleben und zu schmücken.

Mit dem Fortschreiten der Gotik verschwanden allmählich die zwischen den Tragbändern liegenden Verstärkungsbänder, deren Platz nicht selten von zahlreichen, von den ersteren auslaufenden, oft nicht mehr symmetrisch angeordneten, aber sehr dekorativ wirkenden, sich vielfach verästelnden Zweigen eingenommen wurden. Diese phantastischen Ranken, manchmal knorrig und eckig wie die Mönchschrift derselben Zeit, bedecken nun oft die ganze Thüre, fast immer laufen sie in gebuckelte, vierpassförmige Blätter aus, die für die Eisengotik ebenso charakteristisch wie die Lilien sind. Daneben sind noch Rosen, Mohnköpfe und Disteln Hauptmotive der Dekoration, die vielfach wiederkehren.

Nicht so kräftig und massig wie die Bänder der Hausthüren und Thore brauchten diejenigen der Zimmerthüren und Thüren der Schränke, seien es nun Wandschränke oder Möbel, zu sein. Bei den Schränken ist öfters nicht nur die Thüre von dem geschmiedeten Ornament bedeckt, sondern in ähnlicher Weise auch der feststehende Teil derselben, an dem das Band angeschlagen ist, sodass das Charnier den Mittelpunkt bildet, von welchem nach beiden Seiten die geschmiedeten Ranken auslaufen. Für die grossen und kleinen Möbel, für Schränke und Truhen, Kistchen und Kästchen wussten die Schlosser wahre Kabinettstückchen von Beschlägen an Zierlichkeit und Schönheit zu fertigen. Vor allem wurde hier durchbrochene, gebuckelte Arbeit geliebt; graziöse, friesartige Ornamentranken mit Blätter-, Blumen- oder Früchtenschmuck, oft von einer Zartheit, dass sie mehr als Arbeiten der Goldschmiede, denn als solche der Schlosser erscheinen, zierten die Möbel. Durch Gravierungen und Verzinnung dieses Beschläges, sowie durch Unterlagen von rotgefärbtem Papier, Pergament oder Leder unter die durchbrochenen Stellen wurde deren Wirkung noch wesentlich gesteigert. Ja, selbst die Farbe und Vergoldung verschmähte man nicht, um diesen Zweck zu erreichen.

Im 16. Jahrhundert traten an die Stelle der aus senkrechten Bohlen gefertigten Thüren vielfach solche mit Rahmen, weshalb der Schmuck derselben nunmehr weniger dem Schlosser als dem Bildhauer und Schreiner zufällt, welche die Füllungen mit Schnitzereien und eingelegten Arbeiten versahen. Die Form der Thürbänder wird nun vielfach eine andere; die horizontale Form ist zwar auch noch in Übung, aber es dominiert nun die senkrechte, die sich hart an der Angel symmetrisch nach oben und unten entwickelt, da das Band eben über den senkrechten Rahmen der Thüre nicht hinausgehen darf. Und auch in dieser neuen Form und im neuen Stile sind uns ganz ausgezeichnete Arbeiten überkommen. Gegeneinander gestellte Delphine und verschlungene Drachengestalten sind nun vielfach gebrauchte Ziermotive dieser Gattung Bänder, die oft stark plastisch getrieben und auch ciseliert sind; aber auch die alten Motive, die der Pflanzenwelt entnommen sind, werden beibehalten und in gleich graziöser und zierlicher Weise verwendet. Auch Bandwerk erscheint im 16. und 17. Jahrhundert in den Thürbändern. Zu den alten Dekorationsarten der Bänder und der Schlosserarbeiten überhaupt treten in diesem Jahrhundert noch zwei neue: man schmückt glatte Bänder durch Ätzmalerie und lässt andere, gravierte, ganz oder teilweise blau anlaufen. Solche Bänder wurden aber in der Regel nur für Möbel verwendet.

Das wichtigste Stück der Thüre nächst den Bändern, vielleicht sogar noch wichtiger als diese selbst, ist das Schloss derselben. Bei der Hausthüre wie bei der Schrankthüre hat das Schloss die gleiche Aufgabe; die Schlösser dieser beiden Kategorien zeigen daher dieselbe Entwicklung. Die Schlösser der Thüren und Schränke waren im Innern angebracht, aussen fand sich das Schlossblech, das bei den gotischen Schlössern immer eine nach hinten sich erweiternde und hinten ausgeschweifte Form zeigt. Der Schmuck des Schlosses auf dieser Aussenseite war durch die einzelnen Teile desselben, deren Bedeutung durch den Zierrat hervorgehoben werden

sollte, von selbst gegeben worden. Der Rand, hinter dem der Riegel sich hervorbewegt, brauchte eine Verstärkung, die ihm durch ein aufgelegtes Band zu teil wurde. Dieses Band ist meist durchbrochen, mit Masswerk, dem Fischblasenmuster, Ranken- und Blattwerk geschmückt. Ein weiterer Teil des Zierrates ist durch das Schlüsselloch gegeben, das zu finden die Schlosser der Gotik dem Manne, der vom Gelage spät nach Hause kam, möglichst erleichtern wollten; sie brachten unterhalb desselben eine Verstärkung an, die sich aufwärts nach beiden Seiten trichterförmig erweitert, sodass auch derjenige, der nicht mehr sehen konnte, sofern er nur das Schlossblech erwischte, das Schlüsselloch finden, bzw. mit dem Schlüssel sozusagen in das Schlüsselloch hineinfallen musste. Diese Verstärkung des Schlüsseloches ging anfangs in zwei palmenartige Ranken aus; später entwuchsen ihr jedoch nach allen Seiten, nach oben und unten zierliches Rankenwerk mit gebuckelten, durchbrochenen Blättern, wie sie auch als Ausläufer der Thürbänder sich so häufig finden. Manches Schlossblech ist auf diese Weise sehr reich dekoriert; doch wurde dann auch wohl des Guten etwas zu viel gethan, sodass der ursprüngliche Zweck der seitlichen Verstärkungen des Schlüsseloches wieder aufgehoben erscheint. Auch die Schubriegel, welche sich auf den Schössern öfters finden, haben Veranlassung zum Anbringen von Ornamenten gegeben.

Der meist offen daliegende Mechanismus des Schlosses, der durch vorzügliche saubere Arbeit, durch künstlerische Gestaltung der einzelnen Teile sich auszeichnete und hierdurch den Besichtigter zur Betrachtung und Bewunderung reizte, litt natürlich durch den Staub und Schmutz sehr, sodass man im 16. und 17. Jahrhundert denselben mit einem Kasten aus Blech umgab, dem als Übergang aber auch nur ein blosses Schutzblech vorangegangen ist, das sorgfältig ausgeschnitten und reich graviert ist. Nachdem der Kasten den Mechanismus verbarg, ward auf die künstlerische Ausführung des letzteren weniger Gewicht gelegt; dafür war man nun bedacht, auch dem Schlosskasten entsprechenden Schmuck zu verleihen, was durch Treiarbeit, Ätzung, Gravierung, durch Auflegen ausgeschnittenen Ornamentes, für welches später auch vielfach Messing verwendet wurde, geschah.

Statt der grossen Schlossbleche waren aber auch kleine Schlüsselschilde in Gebrauch, einestheils um die Stelle zu finden, an welcher der Schlüssel einzustecken war, andererseits um das daneben befindliche Holz zu schützen. Die ältesten Schlüsselschilde zeigen die Form von Wappenschilden und rechtfertigen hierdurch den Namen, den sie führen. In der Folge nehmen sie die verschiedensten phantastischsten Gestalten an, sind bisweilen zu Renaissanceportalen durchgebildet, meist aber lediglich ornamental gehalten, ausgeschnitten, getrieben und graviert. Die Verstärkung des Schlüsselbleches fällt weg, und Blumenvasen bilden häufig den Mittelpunkt, aus welchem das Ornament sich entwickelt. Aber auch in der Form von Stadtknechten und Nachtwächtern kommen die Schlossbleche vor, indem sie zugleich den Hüter und Beschützer des Hauses versinnbildlichen.

Ein Schloss ohne Schlüssel ist wie ein Haus ohne Dach; er ist daher ein unentbehrliches Hauptstück, dessen Fehlen höchst unangenehm empfunden wird. Der Schmuck desselben muss sich naturgemäss im wesentlichen auf den Griff konzentrieren, wenn es auch einzelne giebt, welche fein profilierte oder kannelierte oder geätzte Stiele besitzen. Die Schlüssel der älteren Periode haben meist einen einfachen runden, die späteren gotischen einen viereckigen Griff, neben welchem am Schlusse des 15. Jahrhunderts der dreipassförmige und solche mit anderen Masswerkformen auftreten. Die Kreisform kommt sodann am häufigsten vor; sehr oft ist der Stiel in den Ring hineingedrückt, sodass dieser eine herzförmige Gestalt erhält. Nicht selten setzt sich die innere Spitze des Herzens fort und läuft in Knöpfe, Blumen, namentlich Lilien, aus. Der Stiel hat durch vor dem Griff angebrachte kapitalartige Verstärkungen ebenfalls mehr Leben und Bewegung erhalten. Während der Bart in früherer Zeit glatt und mit wenigen Einschnitten versehen ist, erhält er vom 16. Jahrhundert an vielfach Profilierung und kombinierte Einschnitte. Besonders sorgfältig sind die Griffe von Schlüsseln besserer Schränke gearbeitet; sie sind zierlich durchbrochen, manchmal auch in Eisen geschnitten, und zeigen neben rein ornamentalen öfters auch figürliche Motive.

Ihr ganzes künstlerisches Können und ihre vollendete Technik haben die Schlosser aber bei der Anfertigung der Thürgriffe oder Thürzieher und Thürklopfer entfaltet, von welchen sich wahre Perlen der deutschen Schmiedekunst erhalten haben. Die Thürzieher der Gotik sind im wesentlichen in feststehende und in solche mit beweglichen Griffen zu scheiden. Erstere haben beinahe regelmässig die Form eines ganzen oder halben Zylinders, der teils aus durchbrochenem Rankenwerk, regelmässig angeordnetem durchbrochenen Masswerk, teils aus gewundenen, oft zu mehreren nebeneinander stehenden Rundstäben besteht und oben und unten mittelst Dorne, welche durch die Unterlagsplatten gehen, auf der Thüre befestigt ist. Was von den Vorzügen und der glänzenden Form der Thürklopfer und Zieher im allgemeinen gesagt

wurde, trifft bei diesen Unterlagsplatten noch in ganz besonderem Masse zu, die teils rund, teils viereckig, drei- oder vierpassförmig, die zierlichsten und reichsten Durchbrechungen zeigen. Die beweglichen Thürgriffe bestehen vorzugsweise aus einem runden, oft gewundenen, meist aber herzförmigen, ebenfalls durchbrochenen und ornamentierten Ring, der sich in einem Öhre bewegt, das mittels seiner in einen Dorn auslaufenden, durch eine ebenfalls mehr oder minder reiche Unterlagsplatte gehenden Verlängerung auf der Thüre festgemacht ist. Die gleiche Anordnung zeigen die Thürklopfer, die am unteren Ende verstärkt und mit einem rückwärts vorspringenden Knopf versehen sind, der auf einem zweiten in der Thüre befindlichen aufschlägt, welcher nicht selten in der Unterlagsplatte selbst sich noch befindet. Neben diesen Haupttypen der Thürzieher und Thürklopfer der Gotik kommen solche noch in mancherlei anderen, zum Teil höchst originellen Formen vor, und bilden ein beredtes Zeugnis des Erfindungsgeistes, Formensinnes und der grossen Kunstfertigkeit der alten Schmiede.

Die Thürringe und Klopfer der Renaissance sind meist rund oder oval aus einem Rundstabe gebildet, der durch mancherlei Verschlingungen, Verjüngungen und Verstärkungen, Abzweigungen und Ausläufern, durch Knäufe und Scheiben und diese wieder durch eingeschnittene Verzierungen, von denen Gesichter und Fratzen mit besonderer Vorliebe angebracht wurden, belebt und geschmückt sind. Manche dieser Thürklopfer arten ins Barocke aus und sind dann mehr Denkmale der ausschweifenden Phantasie und der grossen Handgeschicklichkeit als des Geschmackes der Schlosser jener Zeit.

Im 16., mehr aber noch in den folgenden Jahrhunderten erwuchs dem Thürklopfer mit welchem das Signal gegeben wurde, dass jemand Einlass begehre, in den Glockenzügen ein mächtiger Konkurrent, dessen Ausschmückung nun eine schöne Aufgabe für den Schlosser bildete, welche dieselbe auch trefflich zu lösen verstanden, indem sie die runde Zugstange mit zierlichem Blumen- und Blattwerk umgaben und auch dem Griff zum Ziehen, sowie dem Gehäuse, in welchem die Glocke hing, eine künstlerische Form zu geben verstanden.

Selbstverständlich wurde in den Zeiten, in welchen man alles in ansprechender, wenn auch oft in sehr einfacher Weise zu verzieren verstand, auch den Beschlägen der Fenster, den Knöpfen zum Ziehen derselben, ein einfacher Schmuck, eine gefällige Form zuteil. Ganz reizend sind oft die Köpfe der Nägel, mit welchen die verschiedenen Beschläge angeschlagen wurden; die gotischen sind gebuckelt, die späteren haben meist Rosettenform; nichts, was der Schlosser fertigte, und sei es ein noch so geringer und nebensächlicher Gegenstand gewesen, durfte des Schmuckes ganz entbehren. Ausser dem Beschläge für Thüren und Fenster hatte der Schlosser aber noch so manches Stück für das Innere und Aussere des Hauses zu schmieden, so Gitterwerke aller Art, Schlaufäden, Träger von Dachrinnen und Schildern, Wetterfahnen, die von ihrer Höhe lustig in die Welt hineinblickten, u. a. Dann fiel ihm noch die Aufgabe zu, mancherlei Hausgeräte des täglichen Gebrauches auszuführen, die Küche mit Dreifüssen, Pfannenknöchten, Waffeleisen und Bratspiessen auszurüsten, die Zimmer und Säle mit Lampenträgern, Kronleuchtern und Wandarmen zu schmücken und der Hausfrau zur Aufbewahrung ihrer Kostbarkeiten kleine bemalte oder geätzte Kästchen, den Komtoren eiserne Kisten zu liefern, welche ehemals die Stelle der modernen feuerfesten Geldschränke versahen und dem Schlosser Gelegenheit zur Anfertigung grosser, kunstreicher Mechanismen gaben, welche die ganze innere Seite des Kastendeckels einnehmen und nur schwachen Schutz vor Staub und Schmutz durch ein ausgeschnittenes und graviertes Schlossblech erhielten. Der Stube seiner Herberge aber verehrte der kunsterfahrene Schlosser ein von ihm selbst gefertigtes Trinkgeschirr in Form eines grossmächtigen, reichverzierten Schlüssels, der nach des Tages Mühe und Arbeit gar fleissig unter den Jüngern Vulkans kreiste, um den Russ und Staub der Werkstätte hinabzuschwemmen, sie zu neuer Arbeit zu kräftigen und zu neuen kunstreichen Werken zu begeistern, vor allem aber auch um die Kameradschaft neu zu beleben und dadurch zu zeigen, dass nicht nur »Eisen hält Eisen hart zusammen«, sondern dass hier das Eisen auch die Zunftgenossen zusammen hielt, das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit stärkte, zum Nutzen und Segen des ehrsam und kunstreichen Schlosser- und Schmiedehandwerkes!



06
2725
1461
EK 2175
KD XVIII | R2